Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1954-1955)
Heft: 9

Artikel: Jugenderinnerungen an Carl Spitteler
Autor: Mühll, T. von der
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758611

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

JUGENDERINNERUNGEN AN CARL SPITTELER

Zum 30. Todestag

Von Th. Von der Mühll

Ein Brief, den mein Vater als damaliger Präsident des Basler Dozentenvereins im Januar 1904 an Spitteler schrieb, wurde zum Anlaß meiner Kindheitserinnerungen an glückliche Ferienwochen in des Dichters Haus. Mein Vater wandte sich in diesem Brief an den ihm persönlich nicht bekannten, aber als Künstler verehrten Autor der «Lachenden Wahrheiten» mit der Bitte, durch einen heiteren Vortrag das alljährlich stattfindende Fest des «Professoriums» einleiten zu wollen. Spitteler, schon nah an die sechzig Jahre alt, von der Allgemeinheit noch wenig erkannt, lehnte den Vorschlag ab. «Zu Leichterem, mehr Geistreichem», schrieb er, «bin ich, so befremdend Ihnen vielleicht das klingen mag, nicht der richtige Mann. Ich bin *kein Causeur*. Es ist mir immer leidenschaftlich grimmig ernst mit meinen Ausführungen. Namentlich beim Vortrag ertrage ich nicht, als Unterhalter aufzutreten. Ich habe es nie über mich gebracht, aus den *Lachenden Wahrheiten,* obschon sie mehr als bloße Unterhaltung sein wollen, eine Zeile vorzulesen.»

Der ehemalige Schüler des Basler Gymnasiums, der Student, der 1871 an unserer Universität die theologische Prüfung bestanden hatte, war inzwischen dem Blick- und Wirkungsfeld seiner einstigen Mitschüler entschwunden. In langen Jahren innerer Einsamkeit hatte er einen bitteren Kampf geführt und gleich seinem Helden Prometheus, der sein geliebtes Hündchen tötete, die geliebten, tröstlichen und leichten Lebensfreuden erstickt, dem strengen Genius der Kunst zum Opfer.

Nun, da endlich von vielen Seiten das Echo auf sein so lange ohne Widerhall gebliebenes Werk sich zu regen begann, wollte der große Epiker nicht mit Lachenden Wahrheiten vor das Basler Publikum treten, sondern mit einem Teil dessen, worin er seine eigentliche Sendung sah, mit dem Epos, dem «Olympischen Frühling».

Bereitwillig griffen die Basler Verehrer des Dichters seine Anregung auf, den Gesang «Apoll der Entdecker» vorzulesen. Der

Plan, Spitteler beim heiteren Anlaß vorzustellen, wurde fallen gelassen und die Veranstaltung als öffentlicher literarischer Vortrag auf den 26. Februar 1904 festgesetzt. Während dieses Aufenthaltes in Basel wohnte Spitteler bei meinen Eltern.

Die Zuhörer erschienen zur angekündigten Stunde im oberen Casinosaal; der Kontakt jedoch blieb aus. Unbeirrbar in seiner stolzen Verachtung der Konzession ans Publikum, überzeugt, wie er in kurzen einleitenden Worten sagte, Poesie habe sich selber zu rechtfertigen und zu erklären, unternahm er nichts, um durch Intensität der Darstellung die Lauschenden zu bezaubern; er las leise, stockend, gleichsam in sich selbst versunken.

Die Fahrt von Apoll dem Entdecker, dieser Naturmythos vom Sonnenherrn, und der ihm treu und vertrauend folgenden Mondgöttin Artemis, diese Erfüllung der von Liebesfreundschaft gesegneten Sehnsucht nach einer besseren Welt, sie verklangen unverstanden, das Publikum blieb kühl, befremdet und ratlos. Die Hellhörigkeit des Dichters ließ sich — wofür ein Brief vom 2. März an seinen Gastgeber zeugt — weder durch die «wohlwollenden Besprechungen der Presse» noch durch die «tröstlichen Versicherungen der Mitglieder des Dozentenvereins» täuschen.

Anders als in der kompromißlosen Einsamkeit seiner Dichterwelt zeigte sich Spitteler in der Welt gesellschaftlichen Umganges. Im privaten Verkehr mit den Menschen war der imposante große Herr mit dem kurzen, schon ergrauten Bart und den freundlich lächelnden Augen voller Charme und von auserlesener Höflichkeit. Sogar dem kleinen Kinde, das ich damals war, hinterließ diese Höflichkeit gleich einen unauslöschlichen Eindruck. Er gab mir den ersten, auf viele Jahre einzigen Handkuß meines Lebens.

Mit meinem Bruder mußte ich ihm vierhändig ein kleines Stück von Diabelli vorspielen; ich spielte unisono die obere Stimme, links vielleicht etwas weniger unbeholfen als rechts, innerlich zählend. Spitteler hörte nah am Flügel stehend aufmerksam zu, und als unsere Fron zu Ende war, hob er meine linke Hand zum Kuß und zollte in eindrücklicher Formulierung das kleine Kompliment: «Bravo pour la main du cœur.»

Von dem Werk des großen Dichters hatte mein Vater mir erzählt. Begeistert vom «Olympischen Frühling», las er jeden Band gleich nach Erscheinen, las sogar auf dem Weg nach dem Landhaus den steilen Rebberg hinauf im Gehen. Er berichtete mir von Zeus und Apoll und daß Apoll in allen Wettspielen des Geistes und des Körpers siegte, Zeus jedoch durch List sich die Herrschermacht trotzdem zu erringen wußte; daß die beiden Rivalen dann aber Frieden schlossen, Zeus der Listige die Welt regierte, Apoll der Edle

sie verschönte. Einem kleinen Mädchen von sieben Jahren war die übliche Märchenmoral mit dem Sieg des Edlen und der Bestrafung des Ränkesüchtigen einleuchtender; denn die Welt der Siebenjährigen ist noch eine Welt der Illusionen!

Meine Mutter hatte mit weiblichem Instinkt sogleich erfaßt, was in Spitteler, Dichter und Mensch vereinend, sich uneingeschränkt gab: die Noblesse und Herzenshöflichkeit seines Wesens. Gärten und Pflanzen bildeten ein von beiden geliebtes und von reicher Kenntnis getragenes Gespräch, und das Thema wurde später noch Anlaß zu ausführlichen, mit Skizzen geschmückten Briefen Spittelers an meine Mutter.

Der Dichter sprach französisch, ohne jeden Akzent, kultiviert wie ein Académicien; sein Deutsch trug den Stempel von acht Jahren Aufenthalt in Rußland, tönte etwa wie die Aussprache der Balten. Ganz selten, gewissermaßen als Extrafreundlichkeit zu dem kleinen Gast aus Basel, fügte er ein paar Worte im Dialekt bei.

Und für mich ergab sich nun als beglückende Folge von Spittelers Vortrag in Basel und der daraus entstandenen Freundschaft, daß ich während der Schulzeit oft einen Teil der Ferien mit dem Dichter und seiner Familie verbringen durfte. Gewiß, zu Anfang spielten die Damen in meinem Dasein eine weit größere Rolle als der Herr des Hauses. Ich verehrte Frau Spitteler, die Harmonie ihres Wesens, ihren leisen, gütigen Humor, und bewundernde Freundschaft verband mich vor allem mit der älteren, damals schon der Schule entwachsenen Tochter.

Wir hielten uns im ersten Stock auf, im Wohnzimmer oder auf der glyzinienumrankten Terrasse; die Zeit verging mit Handarbeiten, Lesen, Musizieren. Im Garten spielten wir Krocket mit einem Nachbarkind meines Alters, und nie wurde unserer Munterkeit durch einen Hinweis auf den im Hause arbeitenden Dichter ein Dämpfer auferlegt.

Den Gastgeber sah ich bei den Mahlzeiten; dann verschwand er wieder im Arbeitszimmer, das mir als eine Art Nebelhöhle vorschwebte; denn aus den Türritzen drangen leichte Rauchschwaden und zogen mit herrlichem Tabakduft durchs Treppenhaus.

Eine meiner frühesten Erinnerungen an Spitteler ist leider, daß ich mich der botanischen Kenntnisse meiner Mutter unwürdig erwies. Er trat zu uns, die wir auf dem Platz vor dem steil zur Seepromenade abfallenden Garten Krocket spielten, und nahm mich bei der Hand, um mir «les honneurs de son jardin» zu machen. Sein Stolz, die von ihm in freiem Boden großgezogenen Kamelienbüsche, standen in voller Blüte. Er führte mich zu den herrlich entfalteten Blumen, den roten, den weißen, den gesprenkelten.

Doch das Bewußtsein des Wunders entsteht ob der Erkenntnis von den Grenzen des Möglichen und, nichts ahnend von den üblichen Grenzen südlicher Flora, scheint meine Bewunderung lau ausgefallen zu sein. Auch äußerte ich, nach einem späteren Ereignis zu schließen, meine Enttäuschung, daß diesen Blumen der Duft versagt sei. Der Gartenfreund vergaß den kindlich subjektiven Einwand nicht, doch der jeder Erziehung zum Kunstgenuß so betont Abholde versuchte nicht mich zu belehren, er parierte die mangelnde Einsicht mit einer Geste feinster Höflichkeit.

Als ich wiederum, in einem der folgenden Jahre, einige Tage zu Besuch im Haus an der Halde war, saß ich mit dessen weiblichen Bewohnern auf der oberen Terrasse. Wir sahen den Dichter unter uns im Garten mit einem langen Stock in einen Baum voll dunkelglänzender Blätter reichen, die Schnur ziehen, die am oberen Ende des Stockes eine Schneidevorrichtung in Funktion setzte, und einen großen weißen Blütenkelch herunterholen. Spitteler verschwand, erschien gleich darauf bei uns oben und überreichte mir mit ritterlicher Verbeugung die stark und herrlich duftende Blume. «Ce Magnolia trouvera grâce à vos yeux, j'éspère, vous ne sauriez lui reprocher comme au camélia, d'être privé de parfum!»

Und das erkannte ich nun wirklich als Wunderblume, groß, wachsweiß aus den dunkeln Blättern steigend. Von dem köstlichen Duft wollte ich mich, trotz sorglichem Abmahnen, auch über Nacht nicht trennen, fand ihn beglückt beim frühen Erwachen wieder, wo er sich in der Erinnerung seltsam paart mit den Erlebnissen von Roseggers Waldbauernbub, den ich damals, frühmorgendlichen Lesefreuden frönend, las. Spitteler hatte mir die Bändchen, das kleine Bücherbrett im Gastzimmer inspizierend, als Lektüre empfohlen. Täglich drang auch in jene frühen Lesestunden der Klang von des Dichters Schritten, wenn er leise die Treppe hinunterstieg und das Haus verließ zum Spaziergang vor dem Frühstück.

Viel später, schon nahezu erwachsen, durfte ich ihn auf diesem ersten Gang des Tages begleiten. Er spazierte nun nicht mehr hinauf zu den drei Linden, nicht mehr hinaus ins Grüne, er ging, mit einem Korb am Arm, zum Markt in die Altstadt an den Ufern der Reuß. Die Verkäuferinnen kannten den berühmten Mann, boten ihm die frischesten Früchte an, und der Liebenswürdige konnte schwer widerstehen, kaufte, bat mich, die eine oder andere Frucht zu kosten, und ich, respektvoller und gesitteter als früher, fügte mich seiner Freude, biß sogar frische Feigen an, was mich wirkliche Ueberwindung kostete! Schwer beladen kehrten wir zum Frühstück nach Hause. Außer Obst und Gemüse enthielt der Korb noch so viel frische Semmeln, daß sie den Tagesbedarf meist

überstiegen und unsere Einkäufe dem Haus mehr Sorgen als Freude bereiteten.

Vom Wesen des Dichters, davon, daß es in andere Regionen reicht als das der gewöhnlichen Sterblichen, dämmerte mir etwas bei meinem ersten Besuch in Spittelers Arbeitszimmer. Dieses erste Eintreten in das geheimnisvolle Refugium des Hausherrn ergab sich ganz zufällig, um einen Auftrag seiner Frau auszurichten oder etwas dergleichen.

Der Dichter erhob sich vom Schreibtisch, gleich völlig für den Eindringling vorhanden, bot mir einen Stuhl und ging dann zum Flügel. «Je vais vous jouer du Schubert.» Einfach und mit zartem Anschlag ließ er das Andante aus der D-dur-Sonate, Opus 110, erklingen, dann, nach dem Schlußakkord nochmals das erste Thema wiederholend, glitt er hinüber ins Phantasieren, und mit dem ging in seinem Gesicht eine seltsame Veränderung vor. Er hob den Kopf, neigte ihn etwas nach hinten, und sein Blick wandelte sich, als falle ein Schleier über alles Gegenwärtige, als schaue er, wie ein Adler, in — dem menschlichen Auge entrückte — ferne Welten. Der Vergleich mag falsch sein, aber er drängte sich dem Kinde auf, das die königlichen Vögel in Gefangenschaft kannte, wie sie hinter dem Gitter, über den Betrachter hinweg, den Horizont ihrer Sehnsucht suchten.

In Hodlers Spittelerporträt habe ich später diesen frühen Eindruck wiedergefunden. Da sitzt der Dichter im Profil, ähnlich zurückgelehnt, und sein Auge, auf welches das Licht fällt, hat diesen selben, aus innerer Versunkenheit über das Faßbare hinweg gerichteten Blick des Sehers.

Als am Flügel das Phantasieren verklungen war, blieb es eine Weile still; dann stand der Gastgeber auf, wieder ganz der Herr Spitteler, mit dem ich frühstückte, zu Mittag und Abend aß und spazieren ging. «Je vais vous donner un souvenir», sagte er und ging zu dem der Fensterwand gegenüber am schwach erleuchteten Ende des Raumes gelegenen Wandschrank, entnahm ihm ein Exemplar der kurz zuvor bei Diedrichs erschienenen «Mädchenfeinde» und schrieb eine freundliche Widmung in das Buch.

Als wir uns in den nächsten Tagen dann über Lesen und Inhalt des Buches unterhielten, steigerte der Autor Freude und Inhalt noch dadurch, daß er erzählte, die erlebnisreiche Reise von Gerold und Hansli habe sich den wirklichen Namen nach zwischen Langenbruck, Balsthal und Solothurn abgespielt und für Gesimas Mutter sei ihm eine unvergeßlich schöne Frau aus Basel vorgeschwebt. Ich kannte ihre sicher nicht minder schöne Tochter, deren Enkel in meinem Alter standen und deren Garten

mit der langen, dämmerdunklen Allee an der Gellertstraße ein wahres Kinderparadies war.

In späteren Jahren versammelte sich bisweilen die ganze Familie abends unten im Zimmer des Dichters, und zu Geige oder Gesang wurde an seinem Flügel musiziert. Auf meinem Bücherregal folgten die «Glockenlieder» den «Mädchenfeinden». Beim Ueberreichen schlug Spitteler das Gedicht auf von den Kindern, die den Himmel erstürmen wollten und unterwegs einen Igel entdeckten. Er las es vor, und noch klingt mir der Tonfall der Schlußzeilen im Ohr: «In Anbetracht dessen, ist der Himmel vergessen.»

Doch die meisten Erinnerungen aus jungen Jahren stehen in Verbindung mit den Tageszeiten, da Spitteler, wie sein Viktor in «Imago» sagt: «nach redlich erworbenem Ruherecht ins Außenleben hinunterstieg.» Da war die Teezeit im Kursaal mit Maestro Fumagalli und seinen Skalamusikern. Spitteler war leichter Musik gar nicht abgeneigt, unterschied aber genau, und wie gut, zwischen leichter und schlechter Unterhaltungsmusik. War er mit dem Gebotenen nicht einverstanden, nahm er mich mit, führte mich von den Orchesterklängen weg an einen grünen Tisch mit Zahlenquadraten und in der Mitte dem rotierenden Ball. Je nachdem der Franken, den er mir gab, sich vermehrte oder verschwand, dauerte unser Spiel. Die Stätte des Verderbens bedeutete uns nicht mehr als ein von keiner Leidenschaft geschürter Zeitvertreib. Waren die in Luzern sich so besonders leicht und ergiebig öffnenden Schleusen des Himmels geschlossen, gingen wir auch unter den Bäumen am Quai spazieren, ehe wir zur Musik zurückkehrten.

Viel stärker und nachhaltiger als etwa das Hasardspiel hat sich die von Spitteler erweckte Liebe zum Kino bewährt. Der Dichter fand großes Vergnügen am schwarzweißen Geschehen auf der Leinwand, an Landschafts- oder Dokumentarfilmen, an historischen Darstellungen sogar; aber an erster Stelle standen in jener Zeit des stummen Films die Italiener, unerreicht in der angeborenen Meisterschaft der Mimik und Gebärde. Ich erinnere mich lebhaft unserer Begeisterung für die schöne Francesca Bertini mit dem edlen Profil und dem krausen, dunkeln Haar. Vor unsern Blicken erstand wirklich die Toskana, Gärten mit Mimosen und wehenden Palmen; Francesca Bertini schritt durch Zypressenalleen. Welche Haltung, welch unnachahmliches Schreiten! Eine Böcklinsche Welt, wie sie dem Dichter des «Olympischen Frühlings» nahestand.

War Spitteler in dem munteren Dasein meiner Jugendjahre als ein heiterer, galanter, die Freuden des Lebens bereichernder

Mann erschienen, offenbarte sich mir mehr über ihn erst beim letzten längeren Aufenthalt. Die Schule und eine im Ausland verbrachte Zeit lagen hinter mir, als ich zu Anfang des Jahres 1915 wieder bei den Gastfreunden in Luzern eintraf.

Spitteler hatte Mitte Dezember 1914 in der Neuen Helvetischen Gesellschaft in Zürich einen Vortrag gehalten: «Unser Schweizer Standpunkt», eine Rede über Probleme und Verpflichtungen der Neutralität, eindringliche, unvergängliche Worte. Er mahnte zum Verständnis und zur Einigkeit zwischen der alemannischen und der welschen Schweiz, mahnte seine Landsleute allesamt zur Bescheidenheit. «Mit Bescheidenheit», sagte er, «zollen wir dem todwunden Europa den Tribut, der dem Schmerz gebührt: die Ehrerbietung.»

Die Ansprache fand mächtigen Widerhall. Im französischen Sprachgebiet sind der Autor und sein Werk recht eigentlich erst durch sie berühmt geworden. Ganz anders erklang das Echo aus Deutschland, weil der Dichter, der in Deutschland zuerst Anerkannte, teilweise fast abgöttisch Verehrte, vom Weihrauch des Ruhmes unbetäubt, eintrat für die Lebensrechte der kleinen Völker und klare Stellung nahm gegen das Belgien widerfahrene Unrecht. Die Reaktion auf sein objektives Urteil mag ihn nicht ganz überrascht haben; denn in seiner Ansprache hat er gesagt: «Ein gerechtes Urteil wird als Parteinahme für den Feind empfunden. Und kein Verdienst, kein Ansehen, kein Name schützt vor der Verdammnis.» Betroffen aber war er von dem allen Sinn für Maß verleugnenden Ton der meisten Entgegnungen.

Als Auszüge seiner Rede in den deutschen Zeitungen erschienen waren, ergoß sich eine Sturzflut von Schmähbriefen in sein Haus. Mit seiner Tochter Anna sortierte ich die Zuschriften. Gewiß, in kleiner Zahl kamen auch wohlgemeinte und wohlüberlegte Entgegnungen. Spittelers langjähriger Freund Avenarius, den Nietzsche einst auf den jungen Schweizer Dichter aufmerksam gemacht und der ihm dann mit wenig andern, unter denen J. V. Widmann an der Spitze stand, den Weg zur Anerkennung gebahnt hatte, Avenarius, so erinnere ich mich, setzte sich in mehreren Briefen mit Spittelers Standpunkt auseinander und machte ihm den Vorschlag, im Kunstwart seine Bedenken gegen Deutschland auszusprechen, damit die Leser richtig informiert würden und nicht, wie es in den Zeitungen geschehen war, durch aus dem Zusammenhang gerissene einzelne Zitate. Während die Erwiderung an Avenarius Spitteler eingehend beschäftigte — sie kam später als «unverwendbar» vom Verlag zurück —, berührte ihn kaum, was mir viel stärkeren Eindruck machte: die Kampf-

ansagen seiner zuvor glühendsten Verehrerinnen. Diese Damen, je vergötternder sie sich gebärdet hatten, desto maßloser zeigten sie sich nun im Wunsch, ihn in alle Feuer der Hölle zu verdammen.

Eine der vielen, die sich damals mit Imago identifiziert hatten — eine subjektive Art der Bewunderung eines Dichters, die beim romanelesenden Publikum nicht ausgestorben ist —, eine der Frauen, die den Roman «Imago» jahrelang wie ein Andachtsbuch zu Seiten ihres Bettes bei der Hand hatte, meldete nun, sie habe das Buch gepackt und Blatt um Blatt in Fetzen zerrissen. Eine andere — und da ist mir sogar ein Teil des Wortlauts im Gedächtnis haften geblieben — schrieb, als sie die Zeitung gelesen, habe sie sich erhoben und sei zum Bücherregal geschritten: «Ich nahm Ihre Werke, wandelte zur Zentralheizung und wich nicht von der Stätte, bis Buch um Buch von den Flammen verzehrt war.»

Aus solcher Katzenmusik und über die rechtenden, verteidigenden Worte eines Avenarius empor tönte aus edelm Guß die Stimme Peter Roseggers. Seine Einwände erfolgten von höherer Warte, von Trauer beseelt, nicht von Zorn geschwellt, und was mir unvergeßlich geblieben, ist, wie er schrieb, er persönlich habe den Haß überwunden und neige dahin, diesen Krieg als ein Elementarereignis, eine Naturnotwendigkeit zu betrachten, als eine Seelenkrankheit jener Völker, die sich in einem falschen Kulturleben allmählich entwickelt habe. Für Wahnsinn könne niemand verantwortlich gemacht werden, die von Wahnsinn Befallenen müsse man aber wie Kranke behandeln. Die Aufgabe sei, danach zu trachten, daß wieder das Wohlwollen in die Menschen komme und das Rechtsgefühl. Dies und dies allein sei der Sieg.

In diesem Sinne schrieb er an den Schweizer Dichter, schrieb ihm, ohne ihn persönlich zu kennen, jener selbe Rosegger, dessen «Waldbauernbub» ich gelesen hatte, als ich als kleines Mädchen bei Spitteler zu Gaste war. Nun, beim letzten längeren Zusammensein, las ich den Brief des Oesterreichers, den einen Lichtstrahl humanen Denkens und Fühlens in dem dunkeln Chaos des Hasses.

Aber Spitteler teilte Roseggers idealen Glauben an baldige Wiedergeburt von Wohlwollen und Rechtsgefühl nicht. Damals enthüllte sich mir, daß der mir immer so heiter und freundlich entgegentretende Gastgeber ein in seiner Einstellung zur Menschheit bitter herber, ein im Pessimismus tief verwurzelter Dichter sei, und so steht, im Kontrast zu allen heiteren Kindheitserinnerungen, sein Ahnen um die Entwicklungen der Zukunft, die uns einer veränderten und immer mehr versplitterten Welt entgegenführen sollten, als bedeutungsvoller Eindruck in jener Zeit der Wende, da ich die Schwelle zum Erwachsensein überschritt.